

Peter Wust

Von Hildegard Steimer

1884 wird Peter Joseph Wust am 28. August in dem kleinen saarländischen Bauerndorf Rissenthal (damals ca. 300 Einwohner) bei Merzig geboren, als ältester Sohn des Siebmachers Jacob Wust und seiner Frau Anna geb. Fexmer. Ihm wurden neun Geschwister geboren. Bis zu seinem 16. Lebensjahr half er im kleinbäuerlichen Betrieb mit, vor allem durch Küehütten, beim Herstellen der Siebe und beim Hausieren, dem Wanderverkauf. Die Familie litt unter Schulden.

1890 bis 1898 besucht er die einklassige Volksschule in Rissenthal, wo 80 bis 100 Kinder aus acht Jahrgängen gemeinsam unterrichtet werden. In dieser Zeit wächst in ihm ein wahrer Bildungshunger.

In seinen Lebenserinnerungen „Gestalten und Gedanken“, die 1940 erschienen, schildert er ausführlich seine Kinder- und Jugendzeit in Rissenthal und Trier. Diesem Werk entstammen auch die folgenden Zitate (nach P. W.: Gesammelte Werke, hrsg. von Wilhelm Verne Kohl, Bd. V).

„Schon in meiner frühesten Jugend regte sich in mir jene Leidenschaft für Bücher (. . .). Aber wie hätte man in einem Bergdörfchen an Bücher kommen sollen, (. . .) in dem niemals einer seit Menschengedenken den verwegenen Plan gefaßt hatte, sein Leben an Bücher zu hängen und ans Studieren zu denken?“ Jene „zuweilen sehr aufdringliche Leidenschaft“ (. . .) „steigerte sich bald zu einer so elementaren und unbeeinträchtigen Triebkraft, daß ich mir keinen Rat mehr

Peter Wust

GESAMMELTE WERKE

Gestalten und Gedanken
Die Rückkehr aus dem Exil

Band v

VERLAG REGENSBURG MÜNSTER

P. W.: Gesammelte Werke, 10 Bd. Münster 1963–1969

wußte . . .“. „Der Vater und die Mutter blieben taub für meine Bitten.“ (. . .) „Ein jeder, der auf dem Lande die Neigung verrät, über Büchern zu hocken, gilt recht bald als ein Tagedieb und nichtswürdiger Müßiggänger“ (S. 49). „Ich mochte mittlerweile etwa zwölf Jahre alt geworden sein, als diese krankhafte Sehnsucht nach dem Buch um jeden Preis sich allmählich zu einer fixen Idee auszuwachsen begann“ (S. 50).

Drei verzweifelte Versuche seiner Kinderzeit zeigen dies.

1896 I. Als der Volksschullehrer Wilhelm Hoffmann den Schülern von allerlei „wunderbaren Hilfen und Heilungen“ aufgrund von Rosenkranzgebeten zum „Prager Jesuskind“ erzählt, versucht Peter Wust es mit Gebetsnovenen um ein Buchgeschenk. Daß ihm der Lehrer, der davon nichts ahnte, tatsächlich am fünften Tag der zweiten Novene sein Seminarlesebuch mit Geschichten über Römer und Griechen mitbringt, hält



Siebmacherhammer des Vaters, der später als „Hammer des Glücks“ auf Wusts Schreibpult lag



Schülerfoto aus Rissenthal

Peter Wust für eine Erhöhung auf Umwegen. „Sie steht wie etwas Unheimliches noch heute mitten in den Erinnerungen meiner Jugend“ (S. 53).

1896 II. Kurz darauf erfährt er, daß Kaiser Wilhelm II. in irgendeiner Angelegenheit hilfeschendenden Kindern Hilfe gewährt habe. Daraufhin schrieb er „wahrhaftig ein Gesuch an ‚Seine Majestät, den Deutschen Kaiser Wilhelm II., in Berlin‘, worin ich vertrauensvoll dem gütigen Landesherrn die sehr kindliche Bitte um eine ganze Kiste mit Büchern vorzutragen wagte.“ (S. 115)

Daraufhin muß der Vater „beim Ortsvorsteher ein Schreiben des Kaiserlichen Oberhofmarschallamtes unterzeichnen, worin er als Vater des bittstellenden Jungen aufgefordert wird, seinen Sohn ernstlich vor solchen unnützen Bittgesuchen an ‚Seine Majestät‘ zu warnen.“ (. . .) „Kurz darauf aber bestellte dann auch noch der Kreisschulinspektor Dr. Berief den Vater amtlich nach Merzig, um mit ihm wegen dieser ‚peinlichen Angelegenheit‘ Rücksprache zu nehmen und ihm einzuschärfen, daß nur ein beschränkter Junge sich eine solche Albernheit habe einfallen lassen können.“ (S. 116/17)

1897 III. In einem dritten Anlauf gelingt es Peter Wust (ein Jahr, bevor er aus der Schule entlassen werden soll), seinen skeptischen Vater zu einem Bittgang nach Mettlach zu überreden zu der Fabrikantengattin Frau von Boch. Er hatte nämlich gehört, daß sie schon begabte Dorfkinder finanziell unterstützt habe. Eine Welt stürzt für ihn ein, als der Hausmeister ausrichten läßt, die ‚Gnädige Frau‘ könne sich mit diesem Problem nicht befassen. Gedemütigt treten beide schweigend den Heimweg an.

„Ich brütete nur dumpf vor mich hin, und immer wieder hörte ich aus dem Munde des Hausmeisters das unwiderrufliche „Nein“ dieser Frau, für die es eine Kleinigkeit bedeutet haben würde, durch ein einziges erlösendes Wort mir den Weg in die Zukunft freizumachen.“ (S. 126)

„Der Vater aber hatte immer nur den einzigen Trost: „Lieber Junge, bedenke doch, daß wir nun einmal arme Leute sind! Raffe dich auf und bleibe in Ehren bei dem, was deine Eltern, deine Vorfahren gewesen sind! Von Ostern ab, wenn du einmal aus der Schule entlassen bist, gehst du mit mir aufs Geschäft, und dann wollen wir beide fleißig miteinander arbeiten, um Geld für die Abtragung der Schulden zu verdienen. Mein eigener Vater und mein Großvater waren Siebmacher; dann ist es dein Vater auch geworden, und nun ist die Reihe an dir, diese Linie der Familienüberlieferung weiterzuziehen in die Zukunft hinein. Warum solltest du nicht in dem gleichen Berufe glücklich werden können, in dem es deine Vorfahren geworden sind? Es wird sehr bald alles gut werden, wenn du dir einmal die dummen Bücher aus dem Kopf geschlagen hast.“ Ich schwieg zu allem, was der gute Vater in so wohlmeinender Absicht zu sagen hatte.

Hier war ja nun einmal nichts mehr zu sagen. Hier stand einfach eine Mauer, die sich nicht durchstoßen ließ. Vor dieser Schicksalswand galt es einfach stehen-zubleiben, dumpf staunend und wie betäubt, resignierend vor der Barriere des Unmöglichen.“

Die schlimme Erinnerung an diesen Tag taucht wie ein Leitmotiv immer wieder auf in Situationen des Scheiterns seiner Wünsche nach Bildungsaufstieg. Als 1924 eine von Wust angestrebte Berufung auf einen Lehrstuhl in Freiburg scheitert, schreibt er in einem Brief vom 26. August an seine Frau:

„Liebe Käte!

Der Freiburger Fall ist entschieden. Martin Honecker in Bonn hat den Ruf erhalten. Ich ziehe die Decke über den Kopf und überlasse mich den Genien der Nacht. Und im stillen betet eine Stimme in mir: Da nobis pacem, Domine, da nobis pacem! Gib uns den Frieden, o Herr, gib uns den Frieden! Mir ist wie an jenem Tag, da mein Vater und ich von Mettlach nach Hause gingen, wo wir Frau Boch um Hilfe bitten sollten, bei meinem geplanten Studium. Der Portier brachte uns den Bescheid ins Portierhäuschen, wo wir warteten. Es war ein bloßes, nacktes „Nein“. Und wir gingen



P. W., Privatfoto von 1937

vielleicht negativ entschieden werden muß, so ist ein solches Examen manchmal nichts anderes als ein gefährliches Hasardspiel. Wer vermag zu sagen, wieviel Äußerlichkeiten und Alltäglichkeiten oft dabei mitspielen, etwa das Äußere des Jungen, seine Scheu, seine Unbeholfenheit, wieviel Gewohnheitsmäßiges und routiniert Schablonenhaftes auf der Seite des Examinators und so fort? Ist es schließlich nicht überall so, daß vom Schicksal (oder wie immer wir die dunkle Macht nennen wollen, die die Lose der Menschen durcheinandermischt) oft die kleinsten Umstände als ausschlaggebende Faktoren benützt werden, um unserm Leben diese oder jene Richtung zu geben? (. . .)

Wie dem nun aber auch sein mag, ich habe jedenfalls später des öfteren mit einem leisen Grauen an die Zufälligkeiten denken müssen, die bei meinem Aufnahmeexamen eine Rolle gespielt haben. Von dieser Erfahrung her ist mir dann zuweilen, als ich einmal selbst im Amt des Gymnasiallehrers tätig war, die

ungeheuerere Verantwortlichkeit des Examinators bei diesem an und für sich so harmlos erscheinenden Prüfungsgeschäft als etwas schwer auf der Seele Lastendes vorgekommen“ (. . .) „Man kann sich also denken, mit welcher Zaghaftheit ich am kritischen Morgen des Aufnahmeexamens an der Seite meines Vaters vor das vom Alter geschwärzte Gebäude des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums in Trier hintrat.

Ein ehrfurchtsvoller Schauer überlief mich, als ich nun endlich vor dieser alten Schule stand, in deren Räumen ich mich für die nächsten sieben Jahre ganz dem Studium der klassischen Sprachen widmen sollte.“

„Der Vater sagte mir nämlich, bevor ich die dunklen Treppen zum schriftlichen Examen emporstieg, dieses sei nun wirklich die Entscheidung für mein ganzes ferneres Leben. Sollte mir, was er nicht hoffen wollte, die Aufnahmeprüfung mißlingen, dann sei es mit dem Studium ein für allemal zu Ende. Für Experimente habe er kein Geld. Im Falle eines Fehlschlages werde er mit mir sofort wieder nach Hause fahren, und dann gebe es für mich keine andere Wahl mehr, als mich endgültig mit dem Siebmacherhandwerk und dem Ackerbau abzufinden. (. . .)

Endlich kam der Morgen heran, der Morgen des schicksalhaften Tages, der für mich gleichsam über Tod oder Leben entscheiden sollte.“
(S. 192 ff.)

Peter Wust besteht, wenn auch knapp, die Prüfung und wird in die Quarta aufgenommen. Damit war „der lange, lange Traum der letzten Jahre in Erfüllung gegangen“, seine Gymnasialzeit beginnt. Er zieht ins Konvikt ein.

„Das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, dem wir Konviktoristen damals noch ausschließlich zugewiesen wurden – heute ist den Konviktoristen die Wahl zwischen einem der drei Trierer Gymnasien freigestellt –, liegt an der Jesuitenstraße. Der Name dieser Straße deutet schon auf den historischen Ursprung dieser Anstalt hin, die auf eine lange Geschichte und auf ein große geistige Tradition zurückschauen darf. Sie ist nämlich von Jesuiten begründet worden, die im Jahre 1560 zur Wiederaufrichtung des in damaliger Zeit tief darniederliegenden Trierer Schulwesens berufen worden waren. Allerdings war die Anstalt zunächst an einem anderen Punkt der Stadt erbaut worden. Der heutige Bau an der Jesuitenstraße ist erst etwa 50 Jahre nach der Begründung der Anstalt entstanden, und im Jahre 1614 ist die Schule endgültig in das heute noch bestehende Gebäude übergesiedelt.

Neben der Anstalt liegt die alte Dreifaltigkeitskirche, in der sich das Grab des berühmten Jesuiten Friedrich

von Spee befindet, des erfolgreichen Bekämpfers der Hexenprozesse. Noch heute heißt die Dreifaltigkeitskirche beim Volk einfach die Jesuitenkirche und auch das Gymnasium selbst meistens das Jesuitengymnasium.

Den Vorhof unserer Schule, der unmittelbar an der Straße liegt, ziert ein altes Mariendenkmal. Rechts und links von diesem Denkmal führen in zwei sehr schlanken Türmen enge Wendeltreppen zu den uralten Klassenzimmern hinauf, in denen die Geister von Jahrhunderten miteinander stumme Aussprache halten. In den unteren Räumen der Anstalt ist die reichhaltige Stadtbibliothek untergebracht, die große Kostbarkeiten an alten Drucken aufzuweisen hat und Gelehrte aus allen fünf Erdteilen Jahr für Jahr in ihren Räumen sieht.

Auch die Aula zeigt reichen künstlerischen Schmuck. Den Eintretenden begrüßt sofort an der Wand vom Podium her das Riesengemälde von dem Kurfürsten Clemens Wenzeslaus, dem letzten Kurfürsten von Trier. Seine Gestalt, von einem kostbaren Hermelinmantel umflossen, hat etwas wahrhaft Königliches an sich; und schon bei der ersten Schulfeier, die ich in diesem Raume erlebte, war es das Wesen des Monumentalen, was mich wie ein Schauer umfloß, das Wesen jener Erhabenheit des Geistes, die uns in ganz großen Stunden der Entscheidung in der Weltgeschichte immer wieder über die Trivialität des Alltags hinaushebt. Und so verspürte man überhaupt sehr bald in den uralten Räumen dieses Hauses, daß man von einer historischen Atmosphäre umgeben war, die tatsächlich so etwas Ähnliches enthielt wie das, was der große Geschichtsphilosoph Ernst Troeltsch einmal das „Parfüm der Geschichte“ genannt hat.

Für mich, den Bauernjungen, bedeutete diese verwandelte Umwelt etwas so Großes, daß ich zunächst gar nicht mit ihr fertig zu werden wußte.“ (S. 235)

Ob es in seiner Umgebung dort nun ein Zuviel oder ein Zuwenig an katholischer Erziehung gab, darüber gehen die Meinungen auseinander:

„So war also der ganze Geist in den Räumen dieses Gymnasiums ein katholischer Geist zu nennen. Seit Generationen und Generationen hatten in dieser Schule die Pfarrer der Trierer Diözese so etwas wie ihre zweite, wie ihre geistige und geistliche Heimat gefunden . . .“

„Trotzdem aber würde man sich sehr täuschen, wenn man nach dem bisher flüchtig Angedeuteten der Meinung sein wollte, als sei dieses uralte Gymnasium auch ganz vom Sinne der katholischen Idee erfüllt gewesen. Das war keineswegs der Fall und konnte schon des-



Entwurf zur P.-W.-Briefmarke 1950, leicht verändert erschienen

halb nicht der Fall sein, weil der liberalistische Zeitgeist von damals durch alle Löcher und Poren auch einer rein katholischen Institution vorzudringen versuchte“ (. . .)

„Im übrigen war unser Gymnasium eine gediegene alte Anstalt mit strengster Zucht und bestem Unterricht in den alten Sprachen.“ (S. 238 f.)

„Generell und zweifellos einseitig urteilte Wust: „Meine Lehrer waren zwar alle katholisch. Aber nur wenige waren positiv gläubig. Die große Mehrzahl lebte indifferent, im Zeichen Goethes oder auch Kants, also im Zeichen eines säkularisierten Humanismus. Sehr bald färbte das auf mich ab. Als Unterprimar schon war ich so weit, daß mir der Glaube an Christus gleichgültig geworden war. Das Priesterideal war ganz dahin, Goethe war mein Leitstern geworden.“

(aus: Karl Pflieger: Dialog mit Peter Wust, Briefe und Aufsätze. Heidelberg 1959; zit. nach Hubert Schiel: Peter Wust in Trier, G. W. Bd. VII, Münster 1966, S. 12)

Jedenfalls gerät Peter Wust in der Obersekunda 1904 in eine schwere Glaubenskrise, gibt die Idee des Priesterberufes auf, was doch in den Augen seiner Eltern die einzig mögliche Motivation für diesen Bildungsgang gewesen war.

Übrigens wurden auch die Hälfte seiner Konabiturienten Geistliche.

Konsequenterweise schied er auch

1905 als Unterprimaner aus dem Konvikt aus; damit galt er seinen Eltern als „Verlorener Sohn“, und das Elternhaus war ihm nun auch für die Ferien verschlossen. Das Schulgeld kann er nur durch Ferienarbeit und Stundengeben aufbringen.



Elternhaus in Rissenthal



Erinnerungstafel am Geburtshaus

In einem Brief von 1919 heißt es rückblickend dazu: „Als 21jähriger Primaner habe ich in einem vornehmen Haus für zwei Privatstunden täglich mit dem Dienstmädchen in der Küche das Mittagessen als Lohn meiner Arbeit genommen – warum? Weil mich der Wissensdrang peitschte und mich lieber alles ertragen ließ, als auf Bücher verzichten zu müssen“.

(zit. nach Peter Lorson: Märchen mit schmerzlichen Konflikten, in: Begegnung mit Peter Wust, Hrsg. Peter C. Keller, Saarbrücken 1984, S. 59)

„Mit jugendlichem Freiheitsüberschwang warf ich mich von da ab der sogenannten „modernen Welt“ hemmungslos in die Arme“.

(Gestalten und Gedanken, S. 239)

Rückblickend schreibt er:

„Aber auf einem langen Wege oder Umwege fand ich schließlich das Erbgeschenk des urkatholischen Elternhauses wieder. Von ungefähr 1905 bis zunächst 1918 (. . .) dauerte die Zeit meines äußeren Entfernenseins von der Kirche. Von 1918 bis 1923 kam langsam die Wiederannäherung an die ‚Magna Mater‘.“

1907 macht Peter Wust zunächst als 22jähriger sein Abitur, um „sich dem Studium der Germanistik zu widmen“, heißt es in seinem Zeugnis.

„Am 4. und 5. Februar 1907 fand unter dem Vorsitz des Geheimen Regierungsrates Dr. Buschmann die mündliche Reifeprüfung statt, wobei es verwunderlich ist, daß Wust nicht zu den sieben Abiturienten der Abteilung B gehörte, denen die mündliche Prüfung erlassen war. Zu den Spitzenschülern seiner Klasse kann er demnach nicht mehr gezählt haben. Auch sonst ist Wust von Untertertia an nie mehr als Empfänger einer Schulprämie verzeichnet. Die schriftliche Reifeprüfung hatte vom 14. bis 19. Januar 1907 stattgefunden, das deutsche Prüfungsthema hatte gelautet: Unter welchen Voraussetzungen können große Drangsale auf die Entwicklung der Völker auch einen segensreichen Einfluß ausüben?“

(H. Schiel, a. a. O. S. 15 f.)

Obwohl dieser Aufsatz nur mit „genügend“ bewertet wird, findet sich in der Beurteilung seiner Leistungen das größte Lob im Fach Deutsch:

„Mit der Geschichte und den Hauptwerken der Literatur ist er außergewöhnlich gut bekannt.“ Seine schwächsten Leistungen erbrachte er im Turnen, lakonisch heißt es: „Er war befreit.“

An Marianne Weber schreibt er am 27. März 1929 über seine Tochter Else: „Paradox ist, daß sie im Turnen ‚sehr gut‘ hat, während der Vater in diesem Fach immer mit einer ‚vier‘ glänzte, die er auch noch



W. als Student in Berlin 1907

nur aus Gnade erhielt. Dabei war ich so töricht, auf diese ‚vier‘ stolz zu sein.“

(H. Schiel, a. a. O. S. 12)

1907 nimmt er sein Anglistik-, Germanistik- und Philosophiestudium in Berlin auf und studiert bis 1910 in Berlin, Straßburg und Bonn.

1911 wird er Lehrer in Neuß,

1914 promoviert er in Bonn zum Dr. phil.

1915 kehrt er nach Trier zurück und unterrichtet als Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, dem heutigen Max-Planck-Gymnasium.

„An Marianne Weber schreibt er einmal: „Zuerst das lange Warten und Ringen in der Jugend. Dann nachher das Einbiegen in einen mir nicht zusagenden Lebensberuf. Denn gerade unter den Gymnasialkollegen lebte ich von 1910 bis 1925 in furchtbarer Einsamkeit“. (H. Schiel, a. a. O. S. 17)

Die Philosophie wurde mehr und mehr Wusts Lebensinhalt. Trier wurde denn auch dadurch für ihn entscheidend, daß er hier

1919 sein philosophisches Erstlingswerk „Die Auferstehung der Metaphysik“ verfaßte, mit dem sein philo-

sophischer und wissenschaftlicher Aufschwung begann. (H. Schiel, a. a. O. S. 19)

1921 wechselt er nach Köln an das Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, und schließlich von

1923 an lehrt er am dortigen Dreikönig-Gymnasium.

1928 reist er zu einem Studienaufenthalt nach Paris und begegnet dort den führenden Denkern des „Renouveau Catholique“.

1930 bis 1940 lehrt er als Professor für Philosophie in Münster.

Die letzten Lebensjahre Wusts sind gekennzeichnet durch seine Angst vor der politischen Entwicklung in Deutschland während des Nationalsozialismus.

1930 schreibt er in einem Brief an Franz Xaver Münch u. a.:



Errichtungsurkunde von 1959 der P.-W.-Hochschule (PH) in Saarbrücken, aufgelöst 1978.

Auch der jährlich verliehene Preis der P.-W.-Gesellschaft ist nach ihm benannt.



P. W. in seinem Münsteraner Arbeitszimmer

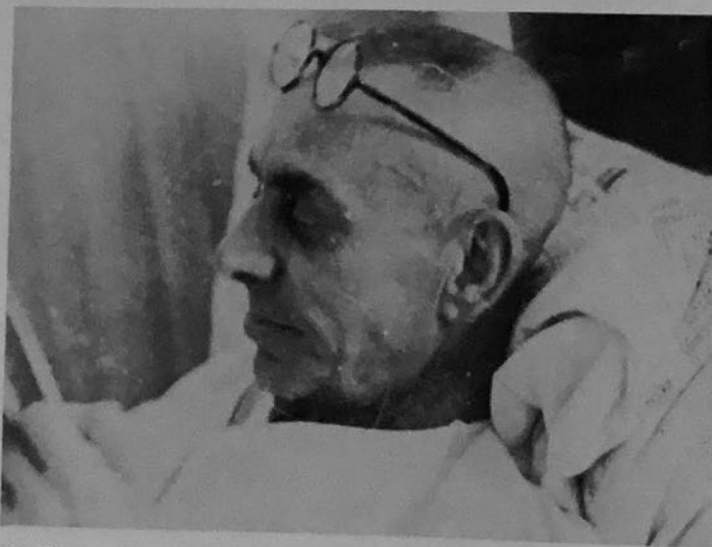
„Ich fühle sehr fein heraus, daß große Entscheidungen nahen . . . Das Barometer der Zeit steht auf Sturm . . . Mit der Kompromißerei wird es wohl von selber bald ein Ende haben. Und dann werden nur noch die großen Jas und die harten Neins gegenüberreten: Die Herren mit den glattrasierten Bonhomie-Gesichtern, hinter denen sich ja doch nur Ignoranz oder Indolenz sehr sauber maskiert, diese Herren werden dann keine Zeit mehr zum Rasieren haben. Dann wird man auch sehen, daß das Rasieren allein noch gar nicht den Menschen macht“.

(zit. nach Wilhelm Vernekohl, P. W. Gesammelte Werke, Bd. VIII, S. 113)

„Daß Peter Wust selbst zwar mehrmals im Kolleg von Spitzeln belästigt wurde, aber bis zur Erkrankung weiterlesen konnte, erscheint bei der Offenheit seiner Sprache ungewöhnlich. Er rechnete jeden Tag mit der Möglichkeit einer Absetzung oder gar Verhaftung. Daß es nicht geschah, lag vielleicht an dem Charakter seiner Professur, die wegen der Theologiestudenten auf die christliche Philosophie festgelegt war und im schützenden Schatten des von den Nazis gefürchteten Bischofs von Galen stand. Freilich kam die Todeskrankheit den Machthabern sehr gelegen. Ein unbequemer Mahner wurde ohne politischen Druck gezwungen, ins Schweigen zurückzutreten. Seine letzte Vorlesung hielt er am 16. Februar 1939.

Kurz vor seinem Tode hat Peter Wust über die Zustände nach dem von ihm erwarteten Zusammenbruch gesagt: „Nach dem Verschwinden des Nazismus entspricht der Feigheit der Pgs auf der anderen Seite ein grenzenloser Pharisäismus“. (a. a. O., S. 95)

In den letzten beiden Lebensjahren durchleidet er sehr bewußt eine quälende Krebskrankheit. Er verliert seine Stimme und kann zum Schluß nicht mehr essen.



P. W. auf dem Sterbebett, Januar 1940

In dem letzten Brief an seinen Dichter-Freund Jakob Kneip hatte Peter Wust geschrieben: „Es ist schwer, Abschied zu nehmen von der unbegreiflichen Schönheit der Dinge. Aber ich hoffe, die Schönheit als Ersatz zu finden, das *Urschöne* Platons.“

Von seinen Studenten verabschiedet er sich mit seinem „Abschiedswort“, das in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde, bis es die Gestapo am 29. September 1942 beschlagnahmt.

Und zwar *ist* dieser Zauberschlüssel *nicht die Reflexion*, wie Sie es von einem Philosophen vielleicht erwarten möchten, sondern das *Gebet*. Das Gebet, als letzte Hingabe gefaßt, macht still, macht kindlich, macht objektiv. Ein Mensch wächst für mich in dem Maße immer tiefer hinein in den Raum der Humanität — nicht des Humanismus —, wie er zu beten imstande ist, wofern nur das *rechte Beten* gemeint ist. Gebet kennzeichnet alle letzte „Humilitas“ des Geistes. Die großen Dinge des Daseins werden nur den betenden Geistern geschenkt. Beten lernen aber kann man am besten im *Leiden* . . . Lesen Sie nach, was Seuse im Büchlein von der „göttlichen Weisheit“ (1. Teil, 13. Kap.) über den Adel des zeitlichen Leidens sagt und seinen Zusammenhang mit dem Gebet. ¶ Damit aber will ich mein „Schlußwort“ schließen, meine lieben Schüler und Schülerinnen. Vielleicht darf ich noch einmal mit Ihnen in dieser Welt Weihnachten feiern. Beten Sie also in diesen kommenden Tagen noch einmal in ganz besonderer Weise für mich. ¶ Ich wünsche Ihnen alles Gute für Ihre Zukunft. ¶ Und nun grüße ich Sie herzlichst noch einmal mit einem kindlich frohen: Auf Wiedersehen!

Ihr ergebenster

Peter Wust

1940 stirbt er am 3. April.

1939 verfaßte er den folgenden Abschiedsbrief an Bischof Bornewasser in Trier:

Münster, den 31. 8. 1939

Ew. Exzellenz,

Herr Pater Mathias Jager von den Salesianern in München (er stammt aus meinem Heimatdörfchen Rissenenthal bei Merzig) hat mir Ew. Exzellenz beste Wünsche zu meiner Genesung mitgeteilt. Ich möchte Ew. Exzellenz herzlichst danken für diese freundlichen Wünsche.

Leider war die große Operation vom 1. August wieder vergebens. Seit acht Tagen sind zwei neue schwere Recidive sichtbar (es handelt sich um Oberkieferkrebs). Die Ärzte sind nunmehr ratlos.

So endet mein Leben nach dem irdischen Aspekt in einer lächerlichen Katastrophe, wie es scheint. Überirdisch gesehen jedoch ist mein Leiden eine ganz große und völlig unverdiente Gnade, für die ich dem lieben Gott nicht genug danken kann. Gewiß, manchmal kommen noch vom Vitalen her die Rückfälle. Dann zittere ich Stunden hindurch vor Todesangst. Aber vom Geiste her sehe ich den triumphalen Siegeszug der Gnade über mein schwaches Menschentum. Ich lese Scheebens „Mysterien des Christentums“ noch einmal, um mich vorzubereiten auf die himmlischen Dinge. Scheebens fürstlicher Geist trägt einen sehr leicht hinaus über die Armseligkeit dieser Welt – hinein in die Wunderwelt der „*mysteria magna Dei*“.

Ew. Exzellenz waren vor kurzem in dem kleinen Dörfchen, dem ich entstamme, in dem Kirchlein, in dem ich als Kind gebetet habe, auf dem Friedhof, auf dem die Gebeine meiner frommen Eltern ruhen. Wie oft habe ich schon gedacht: mein letzter Wunsch wäre eigentlich, auf diesem kleinen Friedhof zu ruhen. Die Bauern könnten dann sagen: „Hier liegt der Professor, der Sohn des armen Siebmachers Jakob Wust. In jungen Jahren zog er hinaus in die Welt, um die Weisheit der großen Philosophen dieser Erde kennen zu lernen.

Aber er entdeckte dabei, daß er die Weisheit Christi schon besaß, ehe er auszog aus dem Vaterhause. Spät erst hat er das erkannt, und so ist er noch im Sarg zu dem Kirchlein zurückgekehrt, in dessen Nähe er geboren ward, dem Leibe nach und dem Geiste nach.“

So etwa könnten die Bauern sagen. Aber ich darf diesen letzten Wunsch nicht als letzten Willen äußern, weil ich sonst meiner Frau und meinen Kindern etwas aufladen würde, was sie nicht leicht tragen können. Denn ich war nie ein Genie der Wirtschaft, und nun

hat meine Krankheit schließlich soviel verschlungen, daß ich froh sein muß, wenn alles Remis aufgeht. –

Mein Gott, wie tief ist doch das Leben! Nun habe ich alle Philosophen der Welt auszuschöpfen versucht, um schließlich zu erkennen, daß in den schlichten Evangelien die Wahrheit enthalten ist, die Wahrheit, die den Großen verborgen bleibt und nur von den Kleinen (den „*simplices*“) verstanden wird. „*Non misit doctores et oratores, sed simplices et piscatores*,“ so heißt es in der kleinen Schrift des Kardinals Petrus Damiani (aus dem 11. Jahrhundert), die er betitelt hat: „*De sancta simplicitate scientiae inflanti anteponenda*“.

Diese Zeilen mögen Ew. Exzellenz als ein kleines Zeichen des Abschieds gelten.

Mit tiefster Verehrung bin ich
Ew. Exzellenz ergebenster
Peter Wust.



Grab in Mecklenbeck/Münster i. W.

Es war der Wunsch des Philosophen, daß auf seinem Grabstein auf dem Friedhof in Mecklenbeck bei Münster drei Verse aus der Sequenz „Dies irae, dies illa“ von Thomas von Celano stehen sollten:

„Qui Mariam absolvisiti
Et latronem exaudisti
Mihi quoque spem dedisti.“

So geschah es. Dr. Vorholt, sein Freund, fügte ein Wort hinzu, das Weg und Ziel des Entschlafenden bezeichnet:

„Aus dem Wirklichkeitstraum
Durch Ungewißheit und Wagnis
In den Wirklichkeitsraum
Der Geborgenheit in Gott.“



Straßenschild in Trier